

Raphael Lambruschini : ein Vorläufer der christlichen Einheitsbewegung

Autor(en): **Schnitzer, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 3

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-404031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Raphael Lambruschini

ein Vorläufer der christlichen Einheitsbewegung.

Es war am 12. Mai 1854. Ferdinand Gregorovius, der Geschichtsschreiber der Stadt Rom, schlenderte, wie er im ersten Bande seiner „Wanderjahre in Italien“ erzählt, gemächlich durch die Strassen der ewigen Stadt und kam so, dem wogenden Menschengedränge folgend, in den Palast der Consulta. Da lag in einem Gemache des Erdgeschosses eine Leiche aufgebahrt, — es war der Kardinal Lambruschini, einst der allmächtige Staatssekretär Gregors XVI., der Haupturheber der Verdammung der freiheitlichen Sätze De Lamennais'. Im Konklave nach Gregors Tode schwebte eine Zeitlang die Tiara über seinem Haupte. Viele rechneten mit seiner Wahl, so wenig sie diese wünschten. Mit allen Fasern seines Herzens hing er an den mittelalterlichen Ideen von der Herrschaft der Kirche über die Völker und über die Gewissen, aus ganzer Seele hasste er die wahnwitzigen Forderungen religiöser und bürgerlicher Mündigkeit, wie sie ein neues Geschlecht stürmisch erhob. So war er, der geborne Herrscher, der kommende Mann für alle jene, welche gleich ihm in der Vergangenheit lebten. Aber eben deshalb wollten die Jungen nichts von ihm wissen, und sie trugen den Sieg davon über die Alten. Der Graf Mastai-Ferretti, der im Rufe liberaler Anschauungen stand, entriss ihm als Pius IX. die dreifache Krone. Und nun lag der ehemals so gefürchtete Mann auf dem Paradebette. „Sein Haupt“, schrieb Gregorovius (I., 243 f.), „war gross und wie aus Stein gehauen, steinalt und von spärlichem Haar umsilbert; seine bleichen Züge drückten noch festen Willen und ruhige Ergebung aus.“ Niemand war um ihn als ein betender Priester. Ab und zu strömten Leute von der Gasse herein und „gafften dem Toten mit dumpfer Gleichgültigkeit ins blasse Gesicht.“ „Ecco Lambruschini!“

Und doch lebte ihm in einem Landhause bei Florenz ein priesterlicher Neffe, Raphael Lambruschini, der wie geschaffen schien, dem Onkel in seiner hohen Stellung zu folgen und den Ruhm seines Namens fortzusetzen. Aber Raphael war nicht herbei-

geeilt. Er wusste sich von der Geistesart des Onkels durch Welten geschieden. Die schroffe, unversöhnliche Reaktion, welche in diesem verkörpert war, war ihm ein Greuel. Er schwärmte nicht für kirchliche Allgewalt und verabscheute aus religiösen Gründen allen Ultramontanismus. Der Traum seines Lebens war die Wiedervereinigung aller christlichen Kirchen zum Segen der Menschheit.

Am 14. August 1788 zu Genua geboren, brachte Raphael Lambruschini seine Jugend in strengkirchlicher Umgebung zu. Onkel Ludwig, der spätere Kardinal, war damals noch schlichter Barnabitenmönch; dessen Bruder Baptist war Bischof von Orvieto. Dieser liess dem glänzend begabten und vielverheissenden Jüngling zu Orvieto und Rom eine vielseitige Ausbildung angedeihen, welche nicht nur die klassischen Sprachen und das Hebräische, die Philosophie, Theologie und die Väter, sondern auch naturwissenschaftliche Fächer, wie Chemie und Botanik, umfasste. Die hellsten Ordensleuchten zählten zu seinen Lehrern; so der Barnabitengeneral Franz Fontana, der Jesuitengeneral Fortis, der Jesuit Bolgeni, Pönitentiar Pius VI., der Jesuit Pavanini, Assistent des Jesuitengenerals Roothaan. Mit den Jesuiten Cicconi und Pianciani war er durch vertraute Freundschaft verbunden; Angelo Mai bewahrte ihm noch als Kardinal wärmste Hochschätzung und Zuneigung. Zum Priester geweiht, wirkte der junge Lambruschini kurze Zeit als Seminarprofessor in Orvieto, sodann, nachdem sein bischöflicher Onkel anlässlich der napoleonischen Wirren im Mai 1810 nach Belley deportiert worden war, als stellvertretender Generalvikar, bis er 1812 vom selben Lose ereilt und nach Corsica verschleppt wurde. Nach dem Sturze Napoleons heimgekehrt, durfte er sich, sobald er dem Vatikan, der nun gänzlich im Banne Consalvis stand, willige Gefolgschaft leistete, die glänzendste kirchliche Laufbahn versprechen. Aber eben um der römischen Reaktion zu entrinnen, zog er sich, allen Ehrgeizes bar, in die Einsamkeit einer väterlichen Besitzung in Figline bei Florenz zurück, wo er fortan sein ganzes Leben verbrachte und eine vielseitige, reichgesegnete Tätigkeit entfaltete. Er gründete eine Erziehungsanstalt und wendete seinen Zöglingen liebevollste Fürsorge zu. Er verfasste Lehr- und Lesebücher für ihren Unterricht und gab eine pädagogische Zeitschrift „Guida“ heraus, durch welche er nicht nur ein ganzes Geschlecht von Jugendbildnern heranzog, sondern auch

Erziehungsgrundsätze einbürgerte, die ihm einen Ehrenplatz in der vordersten Reihe der italienischen Pädagogen des 19. Jahrhunderts sicherten. Er setzte sich für Kinderasyle ein und wirkte damit unendlich viel Gutes. Mit Saint-Simon überzeugt, dass es nun nicht mehr genüge, die christlichen Lehren nur immer zu predigen, wenn man sie nicht zugleich in die Wirklichkeit umsetze, da wahres Christentum die Menschen nicht erst im Himmel, sondern auch schon hier auf Erden glücklich machen müsse, tat er alles, um wie die religiös-sittlichen, so auch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung zu verbessern. Er richtete Sonntagsschulen für Handwerker ein, gründete Sparkassen, nahm sich der bedrängten Lage der Pächter an, brachte den Landleuten die von ihm erprobten technischen Neuerungen bei und schrieb kleine Erzählungen, Novelletten und Anekdoten für Kalender und Tagesblätter zur sittlichen Belehrung und Hebung des niedern Volkes. Unausgesetzt mit seinen Studien, mit der praktischen und theoretischen Jugendbildung und mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt, ward er kein Sonderling. Er stand in regem brieflichen Verkehr mit der Aussenwelt und in freundschaftlichen Beziehungen zu Gino Capponi, dem berühmten Historiker, wie zu andern führenden Männern des Staates und der Kirche. Durch J. P. Vieusseux, den um die toskanische Kultur hochverdienten Begründer der *Antologia*, ward er zur fleissigen Mitarbeit an dieser Zeitschrift gewonnen, und wie er selbst zum Besuche seiner Freunde von Zeit zu Zeit nach Florenz kam, so stellten sich auch diese bei ihm in Figline zu traulicher Zwiesprache ein. Kein Hauch trübte die makellose Lauterkeit seines Wandels. Als er am 8. März 1873 85jährig aus dem Leben schied, war er Gegenstand aufrichtiger Verehrung aller Schichten des Volkes, auf den das Wort Anwendung fand: „Pertransiit benefaciendo“ (Apg. 10, 38).

So vielseitig die Tätigkeit war, welche Lambruschinis Zeit und Kräfte in Anspruch nahm, so war ihm unter allen seinen Obliegenheiten doch weitaus die wichtigste und heiligste die Erziehung, deren Herz und Seele in seinen Augen die Religion war. Darum war ihm die religiöse Frage wie keine andere ans Herz gewachsen, und im mündlichen wie schriftlichen Verkehre mit vertrauten Freunden, besonders Gino Capponi, sprach er sich mit rückhaltloser Offenheit hierüber aus. M. Tabarrini,

Capponis Biograph, berichtet nun, dieser habe die von Lambruschini empfangenen Briefe vor seinem Tode vernichtet, eine Nachricht, welche im Kreise der Verehrer und Freunde des Einsiedlers von Figline allgemein mit schmerzlichem Bedauern aufgenommen wurde, sich dann aber erfreulicherweise als irrig erwies. Angiolo Gambaro war so glücklich, nicht nur jene Schreiben an Capponi, sondern noch eine Menge anderer Briefe religiösen Inhalts aus den Jahren 1831—1861 aufzufinden, welche er nun unter dem Titel: „*Riforma Religiosa nel carteggio inedito di Raffaello Lambruschini*“ (Torino, Paravia. 1926) in zwei Bänden durch den Druck veröffentlichte. Der erste stellt nach einer äusserst lehrreichen Einleitung die religiöse Gedankenwelt des grossen Erziehers in systematischem Aufbaue dar, während der zweite die gesammelten Briefe selbst, 51 an Zahl, im Wortlaut vorlegt. Schon früher hatte Gambaro die religiösen Jugendschriften des italienischen Pädagogen herausgegeben: „*Primi Scritti Religiosi di R. L.*“ (Firenze 1918). Eine Sammlung religiöser Vorträge und Gebete: „*Conferenze Religiose e Preghiere Inedite*“ (Venezia. 1927), sowie eine umfangreiche Abhandlung über Lambruschinis Anteil an der Gründung der ersten Kinderasyle in Toskana (Levana 1927, Nr. 1/2) tragen zur Abrundung des scharf umrissenen Bildes bei, welches wir von der religiösen Persönlichkeit des grossen Erziehers aus seinen Briefen gewonnen haben. Auf ganz besondere Anerkennung haben die sorgfältigen Einführungen und Anmerkungen Anspruch, mit welchen Angiolo Gambaro nicht nur die systematische Darstellung der Gedankenwelt seines Helden, sondern auch seine kleineren Schriften und Briefe versehen hat und in welchen er eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit wie eine seltene Vertrautheit mit den in Frage kommenden Persönlichkeiten und Zeitverhältnissen bekundet.

Wenden wir uns nunmehr den religiösen Reformbestrebungen Lambruschinis selbst zu, so entsprangen diese nicht etwa einer Verbitterung über Zurücksetzung oder schlechte Behandlung durch seine kirchlichen Obern, wozu er seiner eigenen Versicherung gemäss keinen Grund hatte, sondern dem tiefen Schmerze, jene Religion, welche die Wonne der Seelen sein könnte und sollte, so oft zur Qual der Menschheit und zum Deckmantel selbstsüchtiger Leidenschaft missbraucht zu sehen. Dieser Schmerz, aus der Liebe geboren, entlockte ihm

in vertraulichen Briefen heftige Ausbrüche gegen den „abergläubischen Despotismus“, gegen „die unter der Maske der Heiligkeit aufstrebende Tyrannei“, gegen „die Leidenschaft des Hochmuts unter dem Hohen Klerus“, der „noch verstockter ist als die englische Aristokratie“, gegen die „Monarchie des Papstes“ und die „Aristokratie der Kardinäle und Bischöfe“, welche auf den „törichten Übertreibungen des Asketismus“ und auf „theologischen Spitzfindigkeiten“ beruhen, kurz gegen alle, welche er die „Türken des missbrauchten Katholizismus“ nannte. In seiner Jugend gab es sogar eine Zeit, da er an der Notwendigkeit des Papstes und der Bischöfe zweifelte und offeneren Widerstand gegen ihre Macht zur Verwirklichung der Reform für nötig und pflichtgemäss hielt. Später überzeugte er sich jedoch, dass mit Klugheit, Geduld und Güte mehr auszurichten sei als mit Aufruhr und Widerstand, und dass der Umschwung nur von der Kirche selbst ausgehen, sich auch nicht in blossen Äusserlichkeiten erschöpfen dürfe, sondern in einer völligen Scheidung der kirchlichen und staatlichen Herrschaft vollziehen müsse, und zwar nicht etwa nur aus politischen, sondern gerade aus wohlverstandenen religiösen Gründen selbst. Nur dann ist zu hoffen, dass die ewigen Streitigkeiten unter den verschiedenen christlichen Kirchen endlich aufhören und die Zeit anbricht, da es weder Katholiken noch Protestanten mehr gibt, sondern nur Christen. Nichts Sehnlicheres wäre ja auch zu wünschen, als dass sich Katholiken und Protestanten in dem einigten, was sie gemeinsam haben, um gemeinsam Gutes zu tun, und Gott und der Zeit die Sorge überlassen, durch Einigung in der Liebe zur Einigung in der Wahrheit zu gelangen.

I. Die Religion der Knechtschaft.

Vier Hauptübel sind es, an welchen die Kirche dahinsiecht, nämlich 1. die Vergrößerung, Veräusserlichung und Zerspaltung des öffentlichen Gottesdienstes unter Vernachlässigung des Innenlebens; 2. die Fälschung des sittlichen Begriffes und der Gottesvorstellung; 3. die Unterjochung des Gewissens und der persönlichen Freiheit durch den Missbrauch der priesterlichen Gewalt; 4. die Verdrängung des vernünftigen Glaubens durch törichte Leichtgläubigkeit. Verhängnisvoll ward es dem Katholizismus besonders, dass er an die Stelle des Gottes der

Liebe und Kindschaft den Gott der Furcht und der Knechtschaft setzte. Dem heutigen Katholizismus liegt der Leitgedanke zugrunde, das Verhältnis des Menschen zu Gott sei das eines Sklaven zu seinem Herrn, das höchste Ziel menschlichen Strebens die Erlangung eines Lohnes im Jenseits, das berühmte Hegel'sche Trinkgeld. Damit sinkt die Religion zu einem Wüste von Gesetzen herab, die von Gott auferlegt und von der Kirche verkündet werden. Der Gottesdienst wird zur vorgeschriebenen Form, die Sakramente gelten als von Gott eingesetzte heilige Handlungen, bei welchen dem sinnlichen Worte eine göttliche Kraft innewohnt; während die menschliche Vorbereitung und Mitwirkung als etwas Nebensächliches angesehen wird, wird der äusseren Zeremonie heiligende Wirkung zugeschrieben. Soweit hängt unser ganzes sittliches Leben von einem ausser uns liegenden fremden Willen und der ihn ersetzenden Kirchengewalt ab. Gehorsam, knechtische Unterwürfigkeit wird zur höchsten Tugend, während die aktiven Tugenden, in welchen sich die menschliche Persönlichkeit entwickelt und stählt, in den Hintergrund treten. Da sich der Wille Gottes nur mittels der kirchlichen Autorität zu erkennen gibt, so wird diese für die Gläubigen tatsächlich zur höchsten sittlichen Instanz, welche alle Macht an sich reisst, für alle denkt, allen gebietet, das Gewissen aller sein will. Bande der Natur und Gesellschaft, persönliche Bedürfnisse der Seele, Vergnügungen, Fortschritte der Wissenschaft und der Kultur werden nur insoweit anerkannt, wie es den Meistern des Heiligtums beliebt. Alle Formen der geschichtlichen Entwicklung der Kirche, dogmatische Erlasse, sittliche Vorschriften, liturgische Einrichtungen nehmen ebenso wie die hierarchischen Stufen göttliches Gepräge an und werden für göttliche Anordnungen ausgegeben. Wehe dem, der sie anzutasten wagt! Eine solche Auffassung der Religion hat ihr Gegenstück in der legitimistischen Theorie, wonach die Völker lediglich Horden sind, welche ihren gottgesetzten Herrschern zu gehorchen haben, oder in den alten pädagogischen Systemen, nach welchen der Erzieher nur zu befehlen braucht, der Zögling aber sich unweigerlich fügen muss; sie wurzelt in einer unerträglichen Überspannung des Autoritätsprinzipes auf Unkosten der christlichen Freiheit. Gewiss ist die Autorität eine der Grundsäulen der sittlichen Ordnung, nur darf sie niemals zum Selbstzwecke werden, niemals zur Aus-

beutung der Untergebenen missbraucht werden, sondern muss sich bescheiden, ein Dienst, ein Amt, eine Aufgabe, eine Wohltat zu sein, welche die meisten Pflichten ihrem Inhaber auferlegt und in der christlichen Freiheit der Gläubigen ihre natürlichen Grenzen hat. Die kirchliche Autorität ist um der Seelen, nicht aber sind die Seelen um der Autorität willen da. Wenn die Autorität die Gewissen knechtet und blinden Gehorsam fordert, so überschreitet sie ihre Zuständigkeit weit. Fort daher mit allem kirchlichen Zäsarismus, welcher so freigebig mit Befehlen und Verdammungen ist und alle persönliche Tätigkeit lahm legt! Er ist aus einem Geiste geboren, welcher dem Sinne Jesu und der Bergpredigt unbekannt ist. Denn hier spricht der Erlöser: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Damit ist gesagt, dass Gott, der Gott der Güte und der Barmherzigkeit, unser Vater ist, dessen Reich in uns liegt und dessen Vollkommenheit uns zum Muster unserer eigenen Vervollkommnung dient.

II. Religion und Dogma.

Lambruschini hatte stets einen heiligen Schrecken vor zwei Gefahren, welche die Kirche auf ihrem Entwicklungsgange durch die Jahrhunderte begleiteten. Die eine kam von den Griechen mit ihren dialektischen und metaphysischen Haarspaltereien, die andere von den Römern, den Meistern der militärischen Zucht und des politischen Zwanges. Gegenüber der ersteren, welche zwischen uns und Gott eine nebelhafte Scheidewand abstrakter Spekulationen aufrichtete, betonte er, Gott sei nicht so fast Gegenstand des Verstandes wie vielmehr des Gemütes und der inneren Erfahrung; gegenüber der zweiten, welche auf der Kirche schon seit den Tagen lastete, da Klemens von Rom den Gläubigen die römische Legion als das Ideal der Ordnung und Zucht pries, hob er hervor, der Glaube sei kein Zwang, sondern die freiwillige Huldigung eines Kindes, welches sich dem Vater von Herzen gern unterordnet. Durch die Hülle der Dogmen und der äusseren gesellschaftlichen und kultischen Form, unter welcher wir uns die Religion gewöhnlich vorstellen, drang er zu ihrer Seele, zu ihrem Wesen, zu ihrem innersten Kerne vor. Er sah ein weiteres Hauptgebresten unseres Katholizismus in der Hypertrophie des Intellektualismus, der Theologie und des Dogmas, während die Willensbildung, die Sorge

um die Reinheit des Herzens verkümmerte. Es waren die Theologen, welche die Religion zu einer Summe starrer, mit Bannflüchen gewappneter Glaubenssätze erniedrigten und sich eine Art göttlicher Vollkommenheit anmassten. Wenn wir uns für verpflichtet erachten, alles das als göttliche Offenbarung hinzunehmen, was einige Priester und Mönche dafür ausgaben, oder wenn wir auf eine Ansicht verzichten zu müssen glauben, nur weil eine Kongregation von Kardinälen und Theologen sie als ketzerisch verdammt, so kommen wir nicht vorwärts. Wir müssen der Sache auf den Grund gehen und uns zur Einsicht emporschwingen, dass die Religion überhaupt nicht in Lehren oder Dogmen besteht, sondern Leben ist und dieses in allen seinen Erscheinungen und Beziehungen erfassen, durchdringen, verklären und heiligen muss. So wird die Religion wesentlich zur Moral. Nicht nur bei pädagogischen, sondern auch bei politischen und sogar bei landwirtschaftlichen Fragen kehrte Lambruschini die moralische Seite hervor, welche für ihn mit der religiösen unauflöslich verwoben war. Die Einheit von Religion und Moral bildete die Haupt- und Lieblingsidee Lambruschinis, die sich wie ein roter Faden durch seine Schriften und Briefe hindurch zieht. Religion und Moral, pflegte er zu sagen, sind zwei Schwestern, welche man unmöglich auseinanderreißen kann. Beide gehen einträchtig Hand in Hand, eine der andern dienend, woraus sich von selbst ergibt, dass den Dogmen die beherrschende Stellung nicht eignet, welche ihnen gewöhnlich beigelegt wird. Überdies sind die Dogmen selbst untereinander an Wert und religiös-sittlicher Bedeutung sehr verschieden. Es gibt Leitdogmen (*dommi direttori*), die Wegweiser unseres praktischen sittlichen Verhaltens, und Geheimnisdogmen (*dommi misteri*), zur Übung unseres Glaubens geoffenbart. Die Leitdogmen fallen mit den Grundwahrheiten zusammen, welche der Lehre der Theologen zufolge zur Erlangung des Heils für jedermann, auch für Nichtchristen, unbedingt notwendig sind und daher *necessitate salutis* oder *medii* geglaubt werden müssen; es sind nur zwei, das Dasein Gottes und die jenseitige Vergeltung. Sie sind allen religiösen Verbänden gemeinsam und verleugnen ihren dogmatischen Charakter auch darin nicht, dass auch sie einen geheimnisvollen Untergrund haben, welchen wir nicht zu erklären vermögen und auch nicht zu erklären versuchen sollen. Gott kann und darf

nicht Gegenstand menschlicher Untersuchung sein. All unser Bemühen, mit unserm Grübeln die Natur Gottes und die Art seines Seins zu ergründen, ist vermessen und eitel. Nur Gott vermag sich selbst zu begreifen. Wir wissen einiges von seinen Eigenschaften und das genügt, um die Gefühle in uns zu wecken, welche ihm von uns geschuldet sind und zu unserer eigenen Besserung und Vervollkommnung, zu welcher uns die Bergpredigt mahnt, beitragen. Alles Forschen darüber hinaus ist Torheit und Hochmut. Christus hat uns über die Gottheit alles geoffenbart, was uns zu wissen frommt. Ebenso wenig kennen wir die Art der jenseitigen Vergeltung genauer. Aus den Ausdrücken: *ewige* Verdammnis, *ewige* Höllenstrafen dürfen wir nicht schliessen, dass sie kein Ende haben, denn das wäre ein mit unserer christlichen Vorstellung von Gottes Vaterschaft und Barmherzigkeit unvereinbarer Gedanke. Ein Zorn, der sich nie beruhigt; eine Rache, die sich nie sättigt; eine Grausamkeit, die nie ermüdet, stösst jedes menschliche Gefühl ab und lässt sich mit jener unendlichen Liebe nicht in Einklang bringen, welche so grosse Arme hat, um alles an sich zu ziehen. Was die Geheimnisdogmen betrifft, so setzen sie unsere aufrichtige Überzeugung von ihrem göttlichen Offenbarungscharakter voraus und sind ihrem wesentlichen Inhalte nach wahr, wollen aber so wenig wie die Leitdogmen ihrem letzten geheimnisvollen Bestande nach vorwitzig untersucht und erklärt sein. Eine solche Erklärung wäre zudem gefährlich und unnütz, weil sie den Glauben aufhebt und in Wissen verwandelt, überdies aber dem Dogma seinen eigenen Zauber und seine himmlische Einfalt abstreift. Welches war denn auch der religiöse Ertrag der Streitigkeiten über den Ausgang des hl. Geistes, über die Gottheit Jesu, über den Sinn der eucharistischen Wandlung, über die Gnade? Sie führten lediglich zu kirchlichen Lehrentscheidungen auf den Konzilien und damit zu neuen Dogmen. Nicht als ob solche Entscheidungen zu verwerfen wären. Sie sind zum Schutze der christlichen Wahrheit unentbehrlich, haben aber immer Spaltungen und Streitigkeiten innerhalb der Kirche zur Voraussetzung und sind immer nur der Ausdruck des Glaubens eines Theiles, nicht der Gesamtheit der Gläubigen, wollen auch keine Erklärung des Geheimnisses geben, sondern nur die „ketzerische“ Meinung ablehnen. Gewiss hat auch der Verstand seinen An-

teil an der Betrachtung der Dogmen und ihrer Mysterien. Aber gerade die verstandesmäßige Erfassung der Glaubensgeheimnisse führt am leichtesten zu Streitigkeiten und Spaltungen, entzweit also, statt zu einen. Der Hauptgesichtspunkt, unter welchem die Glaubenslehren gewürdigt sein wollen, ist eben nicht der philosophische, sondern der ethische. Das Christentum ist keine Philosophie, sondern eine Lebensnorm, eine religiöse Zucht, eine Gesamtheit praktischer Mittel zur Selbstvervollkommnung und Erlangung des Heils. Die Dogmen nützen uns daher nicht nach dem, was sie in sich selbst sind, sondern nur nach den Gefühlen, welche sie in uns wecken. Sie wollen sittliche Kräfte in uns entbinden und unser sittliches Leben und Streben fördern.

Auch die sogenannten Geheimnisdogmen sind nicht alle gleichwertig, vielmehr muss man die drei Hauptdogmen, Dreifaltigkeit, Erlösung und Gottheit Christi, von den untergeordneten unterscheiden. Von den letzteren kann man solche, welche einer tieferen Erfassung des Christentumes, einer besseren Erkenntnis des menschlichen Geistes und einer strengeren Prüfung der evangelischen Texte nicht standhalten, wie die Lehre vom Teufel und von der Ewigkeit der Höllenstrafen, unbedenklich fallen lassen. Aber auch die Hauptdogmen bräucht man nicht nach ihrer, oft mit grober Mythologie durchsetzten äusseren Hülle, sondern nur nach ihrem religiösen Gehalte zu bekennen. Wer das Dogma von der Dreifaltigkeit nicht seinem Wortlaute gemäss von der Dreiheit der Personen in dem einen göttlichen Wesen anzunehmen vermag, kann darin doch etwas Wahres, Schönes, Erhabenes und Erhebendes ausgedrückt finden, im Sinne des altchristlichen Modalismus und Abälards. Selbst wenn die Ausdrücke: „Vater, Sohn, hl. Geist“ nicht von verschiedenen Personen zu verstehen und die Worte Matth. 28, 19 unecht sind, so kann die Dreifaltigkeitslehre als Zusammenfassung der drei göttlichen Haupteigenschaften, der Kraft, der Weisheit und der Liebe, oder als Bezeichnung der verschiedenen Seins- und Wirkungsweisen Gottes in der menschlichen Seele doch bestehen. Geben wir das Wort „Person“ preis, das ja früher gute Dienste geleistet haben mag, uns aber heute nicht mehr so liegt, ebenso die Begriffe „Zeugung“, „Ausgang“ usw., und sprechen wir von der Dreifaltigkeit nur als von drei verschiedenen Seiten der Gottheit, oder sagen wir einfach, wir

wollten mit dem Worte Dreifaltigkeit im schlechthinigen Sinne die Eigenarten und Vollkommenheiten des göttlichen Wesens, im relativen Sinne aber die verschiedenen Formen ihrer Offenbarung an uns als Allnacht, Weisheit und Liebe bezeichnen, so treten wir niemandem zu nahe und wecken doch in uns die Gefühle der Anbetung, Dankbarkeit und Unterwerfung unter Gott wie der Sehnsucht nach Vereinigung mit unseren im Glauben von uns getrennten Brüdern.

Mit dem Dogma von der Dreifaltigkeit hängt das von der Gottheit Christi aufs engste zusammen. Die göttliche Sendung Jesu ist einer der Hauptglaubenssätze, während die Lehre von den beiden Naturen untergeordneter Art ist. Der galiläische Rabbi ist der Bote des Himmels, jenes bevorzugte Wesen, welches die Menschen weit überragt, als wäre er von anderer Art. Wenn man ihn Gottes Sohn nennt, so spricht man eine über unseren Verstand hinausgehende Wahrheit aus, die völlig begreifen zu wollen ein ebenso lächerliches wie törichtes Unterfangen wäre. Da die Lehre von der Gottheit Christi von grösster sittlicher Wirkung ist, so muss man zwar möglichst hoch von ihr denken, braucht sie aber nicht als völlige Einheit oder Gleichheit des Wesens Gottes mit Jesu, als Durchdringung oder Vermengung der beiden Naturen in seiner Person zu verstehen. Sie bezeichnet vielmehr nur die Innigkeit und Beständigkeit der Verbindung der Menschheit Jesu mit Gott, wodurch Jesus gleichsam das Eigentum Gottes ward.

Um ihrer ausserordentlich erbaulichen Wirkungen willen glaubt man auch an die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie, ohne sie näher bestimmen zu können. Denn auch der vom Trienter Konzil gebrauchte Ausdruck „Wesenswandlung“ will nicht so fast das sakramentale Geheimnis entschleiern, wie vielmehr irrige Vorstellungen, wie die von einer bloss dynamischen Gegenwart oder von einer Impanation abwehren. Ein Gebildeter, welcher sich nach reiflichem Nachdenken nicht für berechtigt hält, sich auf Grund der Einsetzungsworte zur Wandlungslehre zu bekennen, wird gleichwohl nicht etwa zum Volke sprechen: Christus ist nicht zugegen. Er wird es vielmehr auf seinem Glauben belassen und auf die Frage, wie denn diese Gegenwart zu denken sei, einfach zur Antwort geben: Das weiss ich so wenig wie ihr, lasset uns glauben und anbeten! Auch der Gelehrte kann die kirchliche Formel von

der Gegenwart Christi im Sakramente annehmen, — weiss er doch, dass Gott nach Eph. 4, 6 „alles in allem“ ist, und dass wir nach Apg. 17, 28 „in ihm leben und weben und sind“, was nicht pantheistisch verstanden zu werden braucht. Auch die Abendmahlslehre steht also einer kirchlichen Einigung nicht im Wege.

Die Kirche mag sich mit wenigen Dogmen begnügen, die aber dem Offenbarungsinhalte angehören. Sie verkünde sie in allgemeinen, unbestimmten, dehnbaren Ausdrücken, um auch der individuellen Auffassung und Auslegung noch Spielraum zu lassen. Sie fordere von ihren Gläubigen nicht mehr als die Annahme aller Wahrheiten, welche Gott in den heiligen Schriften geoffenbart wissen wollte, und hüte sich, morgenländische Bilder und Übertreibungen wörtlich zu nehmen, oder etwas, das ursprünglich nur bedingt gemeint war, für schlechthin verbindlich auszugeben und auf alle Fälle auszudehnen. Man rede überhaupt nicht so viel von den Dogmen. Je mehr sich die Kirche mit den Werken der Nächstenliebe befasst, desto anspruchsloser wird sie in der Lehre und desto leichter wird die Verständigung mit den Getrennten sein. Man braucht kein Dogma abzuschaffen, man spricht nur nicht mehr von ihm. Die Gläubigen können ein Dogma nur annehmen, wenn sie sich nach freier Prüfung von seinem Offenbarungscharakter überzeugt haben. Wer diese Überzeugung nicht aufzubringen vermag, der ist auch nicht zum Glauben verpflichtet, da ihm dieser ja dann gar nicht möglich ist. Zur Aufrechterhaltung der kirchlichen Einheit genügt das gemeinsame Bekenntnis der im kirchlichen Symbolum enthaltenen Glaubenslehren. Innerhalb dieses Bekenntnisses sind die verschiedensten individuellen Auffassungen zulässig, falls nur niemand die seinige als die allein richtige andern aufdrängen will. Eine Übereinstimmung aller Gläubigen im Verständnisse und in der Auslegung der einzelnen Glaubenssätze ist keineswegs nötig, wie es eine solche auch noch nie gab, im Katholizismus so wenig wie im Protestantismus. Somit ist eine kirchliche Einigung trotz dogmatischer Meinungsverschiedenheit sehr wohl möglich, solange nur das gemeinsame Symbolum selbst unangefochten bleibt. Es hatte etwas Tragisches an sich, dass Lambruschini, der gerade mit Rücksicht auf das ihm stets vor Augen schwebende Ziel einer Einigung aller Kirchen stets für Verringerung der Dogmen

war, in einer Zeit lebte, in welcher Pius IX. den Glaubensschatz im Gegenteile vermehrte und die Kirche mit zwei neuen Dogmen beschenkte. Wie sich Raphael zur unbefleckten Empfängnis stellte, ist leicht zu ermessen, wenn man bedenkt, dass schon die Erbsünde bei ihm keine Rolle spielte. Unmutig sprach er sich über die Leute aus, welche so scharfe Augen haben, dass sie in der hl. Schrift die päpstliche Unfehlbarkeit und die Verdammung aller Nichtkatholiken zu lesen vermögen. Zur Zeit des vatikanischen Konzils von seinem Beichtvater, dem Kanonikus Guidotti von Figline, gefragt, was er davon halte, gab er zur Antwort: „Wäre ich Bischof und befände mich beim Konzil, so spräche ich: ‚Heiliger Vater, wozu habt Ihr uns versammelt? Seid Ihr unfehlbar, so braucht Ihr uns nicht zu berufen, um es zu erklären; seid Ihr es aber nicht, so können wir Euch auch nicht geben, was wir selbst nicht haben.‘“

III. Gottesdienst und Sakramente.

Wie bei den Dogmen, so bemisst sich auch bei den gottesdienstlichen Einrichtungen und Bräuchen der Kirche ihr religiöser Wert nach ihren sittlichen Wirkungen auf die Seele der Gläubigen; namentlich ist der subjektiven Seite der Sakramente, dem *opus operantis*, gegenüber der allgemein herrschenden Überschätzung des *opus operatum* viel grösseres Gewicht beizulegen. Äussere Übungen haben keinen Wert, wenn sie geboten oder erzwungen werden und nicht der unwillkürliche Ausdruck eines lebendigen, innerlichen Gefühles sind; nur dann werden sie auch zur Besserung und Heiligung des ganzen Menschen beitragen. Wie die Taufe, so geht die Eucharistie, der Mittelpunkt aller Geheimnisse, auf Christus zurück. Ob seines heilsamen Einflusses auf die Gewissen der Gläubigen ist der Glaube an die eucharistische Gegenwart Christi eifrig zu pflegen, die nicht als bloss moralische in protestantischem Sinne angesehen werden darf. Es wäre vielmehr zu wünschen, dass die Protestanten auf diese Anschauung, eben um die Einigung der getrennten Brüder zu erleichtern, verzichteten und sich mehr der katholischen Anschauung anglichen. Die Messe ist eine sehr schöne Einrichtung, welche nicht abgeschafft, aber von tausend liturgischen Kleinlichkeiten gereinigt, jedenfalls in der Landessprache gefeiert und zu ihrer erhabenen Einfachheit zurückgeführt werden sollte. Der übertriebene theatralische Pomp,

welcher mit ihr vielfach verbunden ist, spricht viel mehr zu den Sinnen als zum Herzen, stört die heiligen Gedanken und reinen Gefühle und entweicht den Tempel der reinen Seele, ist also zu meiden. So heilsam aber eine würdevolle Feier der Messe ist, so ist doch ihre allzugrosse Häufigkeit von Übel, da sie hiedurch leicht ein handwerksmässiges Gepräge erhält. Lambruschini selbst hielt seine Zöglinge zu Beicht und Kommunion an und feierte die hl. Messe alle Sonn- und Feiertage; er beichtete auch regelmässig und beschloss sein Bekenntnis mit den Worten: „Um der Verdienste Christi willen bitte ich Gott um Verzeihung meiner Sünden.“ An eine göttliche Einsetzung der Beicht glaubte er jedoch nicht, eine Zeitlang war er sogar unschlüssig, ob es nicht besser wäre, sie abzuschaffen. Angesichts ihrer heilsamen Wirkung entschied er sich jedoch schliesslich für ihre Beibehaltung, nur darf sie niemals zur Pflicht gemacht und dem Priester auch nur in seiner Eigenschaft als Seelenarzt und Gewissensrat abgelegt werden. Es genügt, wenn dieser die Gläubigen beim öffentlichen Gottesdienste, namentlich beim Empfange der hl. Kommunion zu ernster Gewissenserforschung, zu aufrichtiger Reue, zu kräftigem Vorsatz und Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit ermahnt und ihnen dann im Namen Gottes die Lossprechung erteilt. Will dann jemand sein Gewissen noch besonders vor einem Beichtvater ausschütten und seine Sünden im einzelnen bekennen, so mag er dies tun, notwendig ist dies jedoch keineswegs. Lambruschini hatte Möhlers Symbolik wiederholt gelesen, teilte jedoch seine Ansicht nicht, dass zur Lossprechung eine förmliche Ohrenbeichte mit Angabe der Zahl, Art und näheren Umstände der Sünden erforderlich sei. Er glaubte nicht, dass Gott die Sünden nur verzeihe, wenn sie dem Ohre eines Priesters anvertraut seien, hielt eine solche Meinung vielmehr für gehässig und unsittlich. Ebenso wollte er die übrigen Sakramente beibehalten wissen, obschon er weder ihre göttliche Einsetzung, noch ihre übernatürliche Heilsnotwendigkeit und Wirksamkeit annahm. Auch die Verehrung der Heiligen und besonders der Madonna verwarf er nicht grundsätzlich, nur sollte sie von allen Auswüchsen und Wucherungen gereinigt und in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden. Wie er selbst gerne und andächtig betete, so versammelte er auch seine Zöglinge und Hausgenossen zu regelmässiger Morgen- und Abendandacht. Nichts ist

jedoch lehrreicher, als die von Angiolo Gambaro herausgegebene, oben schon erwähnte Sammlung solcher Gebete; sie richten sich niemals an Heilige, auch nicht an die Madonna, sondern immer nur an Gott selbst und auch an Christus nur nebenbei als an den Mittler und Weg zum Vater. Wie er sich in seinen Gebeten nicht an die herkömmlichen Gebetsformeln hielt, so wünschte er, die Kirche möge ihre Priester dazu erziehen, mit dem Volke aus der Tiefe des Herzens heraus je nach den verschiedenen Anlässen und Anliegen in ihren eigenen Worten zu beten, statt sich immer nur mit endlosen Wiederholungen von Psalmen, Versen und Anrufungen zu begnügen. Vom Klosterwesen hielt er nicht viel, huldigte vielmehr mit Erasmus dem Grundsatz: *Monachatus non est pietas*. Er billigte es nicht, dass man, nur auf sein eigenes Heil bedacht, die Welt verlasse, um sich in ein Kloster zurückzuziehen, und empfahl, an Stelle der feierlichen, sog. ewigen Gelübde nur mehr zeitweilige, auf ein Jahr oder für die Dauer der Zugehörigkeit zum Orden abgelegte treten zu lassen. Ganz besonders war er den Jesuiten abhold, und zwar hauptsächlich aus religiös-sittlichen Gründen. Am meisten stiess er sich an ihrem Gelübde eines besonderen Gehorsames gegen den Papst, der sie davon mit der Erklärung entbinden sollte: „Ich will euch nicht zu Herrn und auch nicht zu Sklaven, ihr seid frei“.

IV. Das neue Priestertum.

Eine gründliche Reform, welche dem Christentume seine heilsame Schwungkraft, Gott seine Rechte, dem Christen seine Menschenwürde und Selbständigkeit zurückgibt und alle Bekenntnisse in der einen Kirche zu umfassen vermag, ist jedoch nur möglich, wenn zuvörderst ein neues Priestertum mit einem neuen priesterlichen Geiste geschaffen wird. Das kann nur geschehen, wenn die Geistlichen eine gediegene wissenschaftliche Vorbildung namentlich in den alten Sprachen und in der Bibelkritik nach deutschem Muster erhalten, wogegen ihnen die gesamte asketische Literatur und die scholastische nicht minder erlassen wird. Wie gewissenhafte Diener der Kirche, so sollen die Geistlichen wackere Bürger des Staates sein und sich als solche auch kleiden, indem sie die gewöhnliche Lagentracht anlegen und den Talar und die liturgischen Gewänder nur bei ihren amtlichen, gottesdienstlichen Verrichtungen tragen. So

hielt es Lambruschini selbst während all der Jahrzehnte seines Aufenthaltes in Figline, auch die Anrede „Hochwürden“ verbat er sich. Obschon er zeitlebens unvermählt blieb, so verwarf er doch allen Zwangszölibat entschieden und grundsätzlich, zumal er ja doch nur in längst überwundenen gnostisch-manichäischen Vorurteilen und Irrtümern wurzle. Die Ehe ist der natürliche Stand wie des Menschen überhaupt, so auch des Priesters, die Religion kann daran nichts ändern. Nicht die Ehe entweiht das Priestertum, sondern das Laster. Wenn begnadete Seelen die Entbehrungen des Zölibates aus heroischer Hingebung an die grosse Sache der Religion und der Menschheit aus freien Stücken auf sich nehmen, so bewundern und verehren wir sie, hüten uns jedoch, andern zuzurufen: Folget ihnen nach! Darum soll die Ehe den Geistlichen ohne Ausnahme und ohne die bekannten Einschränkungen der griechisch-morgenländischen Kirchen gestattet sein, also auch den Bischöfen und selbst dem Papste, da sie ja nichts in sich birgt, was mit ihrem Berufe nicht sehr wohl vereinbar wäre.

V. Die kirchliche Verfassung.

Wie in den übrigen Zweigen des kirchlichen Lebens, so rühren auch im Bereiche der Verfassung alle Misstände von der Verschiebung des richtigen Gleichgewichtes her, von einer Hypertrophie der Autorität, da sich die Oberen unter der Maske des Eifers für die Religion über die Kleinen erhoben und diese wie ein Riese erdrückten. Innerhalb der gebührenden Schranken haben aber Papst und Bischöfe um der heilsökonomischen Bedeutung ihrer Stellung willen auf die Verehrung der Gläubigen Anspruch, zumal da man sie ja doch unter Katholiken nicht mit einem Schlage abschaffen kann. Aber die jetzige absolutistische Regierungsform der Kirche ist durch eine demokratische, wie sie in der Urkirche bestand, zu ersetzen, mit einem konstitutionellen Papste an der Spitze und einer im parlamentarischen Sinne eingerichteten Hierarchie, die auch die Untergebenen und nicht zuletzt die Laien zu Worte kommen lässt. Jedenfalls ist Sorge zu tragen, dass die Kirchengewalt das ihr jetzt anhaftende Gepräge einer eisernen, absolutistischen Militärmonarchie abstreift und möglichst dezentralisiert wird. Von einem Jurisdiktionsprimat des Papstes über die Gesamtkirche kann keine Rede mehr sein, nur ein Ehrevorrang kommt ihm

zu. Wenn er insofern einen bevorzugten Rang vor allen anderen Bischöfen einnimmt, so erfreut er sich dessen lediglich als Hort und Hüter der kirchlichen Einheit, statt welcher ohne ihn heillose Zersplitterung Platz greifen würde. Die Kirche kennt nur mehr vier Rangstufen: Papst, Bischöfe, Pfarrer und Laien, alle sonstigen Würden, wie die der Kardinäle, Kanoniker und Benefiziaten, sind aufgehoben. Statt der Kardinäle stehen dem Papste Berater zur Seite, welche, je einer für jedes Volk, von besonderen, durch die Bischöfe aus ihrer Mitte aufgestellten Wählern erkoren werden. Die Bischöfe verwalten ihre Sprengel unabhängig von Rom und werden nicht mehr vom Papste ernannt, auch nicht von den Regierungen, welche sich in diese Angelegenheit nicht einzumischen haben, auch nicht von Klerus und Volk, wie es noch Rosmini forderte, sondern von einem Ausschuss der Pfarrer; ihre Wahl muss vom Metropolitanen bestätigt und dem Papste zur Kenntnis gegeben werden. Stolgebühren und Messgelder sind abgeschafft, dafür dienen die Einkünfte der aufgehobenen Kanonikate und Benefizien zur Aufbesserung der Seelsorgsgeistlichen. Der Beirat, an dessen Mitwirkung der Bischof bei wichtigeren Entscheidungen gebunden ist, wird von den Pfarrern, der der Pfarrer von den Pfarrkindern gewählt.

VI. Kirche und Staat.

Lambruschini war ein begeisterter Bewunderer Cavour's, in welchem er den Staatsmann verehrte, „der zum Heile Italiens nicht hätte sterben dürfen.“ Auch er bekannte sich daher zu dem berühmten Satze von der freien Kirche im freien Staate, den er jedoch nicht in dem Sinne verstand, als sollten Staat und Kirche so vollständig von einander geschieden sein, dass sich keines um das andere kümmere und kein gemeinsames Band sie mehr umschlinge; so meinte seine Formel auch Cavour selbst nicht, wie Lambruschini aus einer Unterredung mit ihm wusste. Vielmehr müssen beide Gewalten bei aller Unabhängigkeit von einander doch so schalten und walten, dass sie als gemeinsame Mitarbeiter am grossen Werke der Vervollkommnung der Menschheit auf einander Rücksicht nehmen und sich gegenseitig fördern und unterstützen. Ist der Staat auch nicht zuständig, über den grösseren oder geringeren idealen Gehalt einer Religionsgesellschaft zu entscheiden, und daher auch nicht

befugt, eine vor einer anderen zu bevorzugen, sondern verpflichtet, jede gleichmässig gewähren zu lassen, so darf er doch eben mit Rücksicht auf sein eigenes Wohl Kulte nicht zulassen, welche der öffentlichen Unsittlichkeit Vorschub leisten oder für den Atheismus Propaganda machen, da alles, was das sittliche und religiöse Gefühl untergräbt, auch für den Staat selbst eine Gefahr bildet. Nicht als sollte die auch den Ungläubigen zustehende Gewissensfreiheit geschmälert werden; aber der Unglaube darf auch nicht zur Massenbewegung ausarten. Im allgemeinen wird sich der Staat immer an die Religion der Mehrheit seiner Bürger halten und sie als bevorzugte Staatsreligion behandeln. Als echt liberaler Mann war Lambruschini Gegner des Kirchenstaates, und zwar aus religiösen Gründen, weil er in ihm das unübersteigliche Hindernis jener segensreichen Umwandlung erblickte, welche die Vorsehung nach seiner Überzeugung mit dem Katholizismus vorhatte. So mass er denn auch dem Kirchenbanne, welchen Pius IX. am 26. März 1860 gegen die Usurpatoren kirchenstaatlichen Besitzes schleuderte, keinerlei religiöse Bedeutung bei und trug kein Bedenken, die ihm von König Viktor Emanuel verliehene hohe Würde eines Senators des Königreichs anzunehmen und bis zu seinem Tode zu bekleiden.

Überblickt man nun schliesslich die religiöse Gedankenwelt Lambruschinis, so kommt man nicht aus dem Erstaunen heraus, wie ein Geistlicher von so durch und durch unrömischer und unkirchlicher Gesinnung im Frieden der Kirche leben und sterben konnte. Allerdings trat er mit ihr nicht öffentlich hervor. Er sagte in einem Briefe vom 5. Okt. 1827 selbst, er habe sich stets gehütet, seine innersten Gedanken preiszugeben, aber dies sei ihm schwerer geworden, als wenn er ganz offen gesprochen hätte. Trotz aller Vorsicht konnte er es denn auch nicht verhindern, dass gar manches durchsickerte. Er wurde als kleiner Luther, als Lutheraner und Protestant wiederholt schon bei Lebzeiten von Landsleuten, die ihn kannten, bezeichnet, die Jesuiten waren ihm stets scharf auf den Fersen, mit feiner Witterung den geborenen Todfeind ihres ganzen Systems in ihm riechend. Bischof Frescobaldi von Fiesole, in dessen Sprengel Figline lag, forderte ihn am Abende seines Lebens auf, ein öffentliches Bekenntnis seiner rückhaltlosen Unterwerfung unter den hl. Stuhl abzulegen, wodurch er dem hl. Vater die grösste Freude

bereiten würde. Der Prälat hatte hiebei freilich nur die in weiten kirchlichen Kreisen anstössige Haltung des Einsiedlers von Figline in Sachen des Kirchenstaates und des neuen Königreiches Italien im Auge, ohne von dessen noch viel bedenklicheren dogmatischen und verfassungsrechtlichen Anschauungen eine Ahnung zu haben. Raphael lehnte jedoch das Ansinnen ebenso höflich wie entschieden ab (1872). In einer äusserst lehrreichen Unterredung mit Angiolo Gambaro, welche dieser im Anhange zu den Briefen wörtlich mitteilt, äusserte Kanonikus Guidotti von Figline (1917), als Beichtvater Lambruschinis in dessen letzten Lebensjahren habe er sich an ihm erbaut, da er dem Bussgerichte stets in tiefster Demut genahet und auch die hl. Messe immer mit grösster Sammlung und Würde gefeiert habe.

Als dann Raphael schwer erkrankte und dem Tode nahe war, trug Guidotti freilich Bedenken, ihm den kirchlichen Beistand zu leisten und die Sterbesakramente zu spenden, ohne zuvor einen förmlichen Widerruf von ihm ver- und erlangt zu haben, — nicht als ob er einen solchen für seine Person für nötig erachtet hätte, wohl aber aus Furcht, angesichts des bekannten religiösen und politischen Liberalismus Raphaels bei Unterlassung einer derartigen Forderung in ernste Schwierigkeiten mit dem strengen Bischofe von Fiesole zu geraten. Aus dieser Verlegenheit erlöste ihn Baron Bettino Ricasoli, ehemaliger Justizminister, der eines Tages zum Besuche des erkrankten Freundes nach Figline kam. Guidotti teilte ihm seine Bedenken und Befürchtungen mit, worauf ihm Bettino erwiderte: „Nur keine Angst! Tun Sie ruhig, was Ihres Amtes ist, und spenden Sie ihm alle Sakramente, wie es mit jedem guten Christen zu geschehen pflegt. Sollten Ihnen daraus nachher Unannehmlichkeiten erwachsen, so teilen Sie es mir mit, wir werden uns dann an die Massnahmen halten, wie sie hinsichtlich des Beichtvaters Cavours getroffen wurden.“ So erwies Guidotti dem Sterbenden die letzten Dienste, ohne nachher von kirchlicher Seite behelligt zu werden.

Die nahe Verwandtschaft vieler und wichtiger religiöser Gedankengänge Lambruschinis mit den kirchlichen Idealen des Altkatholizismus liegt auf der Hand. Nicht nur in den grundlegenden Verfassungsfragen, in der Stellung des Papstes zur Gesamtkirche und zum Episkopate, in der Ablehnung seiner

Unfehlbarkeit und Universaljurisdiktion, in der nachdrücklichen Demokratisierung und Dezentralisierung der Kirchenleitung, sondern auch in verschiedenen Stücken der Glaubenslehre, des gottesdienstlichen Betriebes und des Gemeindelebens huldigte Lambruschini Grundsätzen, welche in weitem Umfange altkatholisches Gemeingut geworden sind. Hielt er sich auch für berechtigt und verpflichtet, seinen inneren Gegensatz zu den neuen Dogmen Pius IX für sich zu behalten und jede öffentliche Auflehnung zu vermeiden, so berührte er sich in seiner religiösen Gesamtauffassung doch unstreitig viel enger mit dem Altkatholizismus als mit dem Katholizismus Roms, und während er sich gerne in den schärfsten Worten gegen den tyrannischen Despotismus und den dünkelfhaften Hochmut der römischen Hierarchie aussprach und selbst seinem Onkel zeitlebens den Rücken kehrte, hätte er erleuchtete Seelenhirten wie Herzog und Reinkens unzweifelhaft innig ans Herz gedrückt. Und wie als Altkatholiken vor dem Altkatholizismus, so darf man den grossen Pädagogen von Figline als Modernisten vor dem Modernismus bezeichnen, nur dass er nicht etwa nur die eine oder andere modernistische Richtung vertrat, sondern die verkörperte Synthese des gesamten Modernismus nach allen seinen Schulen und Strömungen darstellte. In ihm vermählte sich die tief innerliche Religiosität Tyrrells, Fogazzaros und Schells mit der nüchternen Betrachtungsweise Albert Houtins. In seiner kritischen Haltung gegenüber der hl. Schrift nahm er den biblischen Modernismus Loisy's, in seinen Untersuchungen über Natur und Aufgabe des Dogmas den philosophischen Modernismus Le Roys und Laberthonnières, in seinem warmen Eintreten für die wirtschaftliche Not des niederen Volkes den sozialen Modernismus Romolo Murris und der deutschen Kölnischen Richtung, in seiner kräftigen Bevorzugung der aktiven Tugenden vor den passiven, weiblichen, den Amerikanismus Irelands und Spaldings vorweg. Aber er schritt über allen Modernismus weit hinaus mit seinen kühnen Gedanken über die Reform der Kirche in Verfassung und Lehre, die, auch nur zum Teile verwirklicht, das stolze Gebäude Roms in seinen Grundfesten erschütterten hätten. Obschon im tiefsten Herzen katholisch, verriet er doch auch deutliche protestantische Einschläge, — es sei nur an seine Hervorhebung der beiden Hauptsakramente der Taufe und des Abendmahls gegenüber den andern, als

nebensächlich behandelten, an seine Preisgabe der Ohrenbeichte, an seine Geringschätzung des Ordenswesens, an seine Missachtung der Heiligen- und Reliquienverehrung, an seine Befürwortung des freien Gebetes, an seine unitalienische Ablehnung alles kirchlichen Gepränges und Pompes, überhaupt an sein ganzes Streben nach Vereinfachung und Nüchternheit erinnert. Solche Berührungen waren jedoch keine Entlehnungen. Sie flossen wie auch schon die altkatholischen und modernistischen Elemente der lambruschinischen Reformgedanken aus einer und derselben Quelle, aus dem Geiste der Aufklärung, welcher im Zeitalter der Romantik und Reaktion allerdings längst abgetan und überwunden schien, erstaunlicherweise aber in einem von Jesuiten herangebildeten Manne mit aller Gewalt, in ihrem ganzen verführerischen Zauber, mit ihren blendenden Vorzügen wie mit ihren unleugbaren Schwächen und Einseitigkeiten auf- und fortlebte. Ob und inwieweit sich Lambruschini selbst dieses Ursprunges bewusst war, ob und inwieweit er trotz seiner streng kirchlichen Erziehung und Umwelt in seiner Jugend die frische Höhenluft der Aufklärung einsog, ist eine Frage für sich. Dass er aber in seiner ganzen Einstellung zu den grossen religiösen Problemen wie zur Kirchenreform von den Ideen der Aufklärung bestimmt war, liegt offen zutage. Das lehrt schon sein ausgesprochen anthropozentraler Standpunkt wie überhaupt seine ganze Auffassung der Religion, in welcher er gleich den Philosophen der Aufklärung letzten Endes doch nur ein wirksames Erziehungsmittel erblickte. Mit den Philosophen der Aufklärung löste er die Religion in Moral auf, mit ihnen erkannte er den christlichen Dogmen, selbst den grundlegendsten und erhabensten, ebenso den Sakramenten, den religiösen Zeremonien und Übungen lediglich moralpädagogischen Wert zu. Mit ihnen stellte er alle seine Reformbestrebungen, seine ganze philanthropische Wirksamkeit, seine religiöse Aufgeschlossenheit und Weitherzigkeit in den Dienst jener einen, grossen Angelegenheit, die ihm als seliger Traum, als die gottgewollte Aufgabe seines Lebens vor Augen schwebte, — der Wiedervereinigung der durch die Konfessionen zerrissenen Christenheit zu einer Herde und einem Schafstalle. Durch Einigung in der Liebe zur Einigung in der Wahrheit zu gelangen, wie es eben heute in den weltweiten Verbänden „Leben und Werk“, „Glaube und Verfassung“ die edelsten

Geister aller Kirchen und Völker erstreben, das war der Sinn und Zweck aller Reformarbeit Raphael Lambruschinis. Wohl durfte er das Land seiner Sehnsucht nur wie einst Moses aus weiter Ferne schauen, aber niemals betreten, wie es auch sehr fraglich ist, ob die begeisterten Führer der gegenwärtigen Unionsbewegungen mit ihren Scharen in das gelobte Land der Glaubenseinheit je einziehen werden. Gleichwohl war sein Ringen kein vergebenes, wie kein einer grossen Sache geweihter Kampf ganz verloren ist. Er predigt allen, die das Heil von einer scharfsinnigen, reich entwickelten Theologie erwarten, dass die Religion nicht bloss im Glauben liegt, und dass innigste Frömmigkeit wie gewissenhafteste Pflichterfüllung und lauterste Lebensführung mit freier Stellung zum Dogma und hierarchischen Kirchengefüge sehr wohl vereinbar ist. Indem die Ideale der Aufklärung, die im 18. Jahrhunderte ihre höchsten Triumphe gefeiert hatten, in dem jungen Lambruschini zu neuem Leben erwachten, schienen sie sich für die heftigen Nachstellungen rächen zu wollen, welche sie vom alten Lambruschini stets zu erdulden hatten. Jubelnd schienen sie sich ihrer sieghaften, unbezwinglichen Jugend zu rühmen: Der Neffe lebt und wird leben, der Onkel ist tot.

München.

J. SCHNITZER.
